sicht ist, das Tanzen im modernen Stil überanstrenge die Nerven, und eine Stunde überflüssigen Nervenverbrauchs sei vollkommen genug.

—⊡—

Einführung türkischer Familiennamen

Das türkische Unterrichtsministerium hat eine Verordnung erlassen, die für alle türkischen Schulen vorschreibt, daß die Schüler Familiennamen zu führen haben. Der neue Name wird nicht, wie bei uns, hinter, sondern vor den Vornamen gestellt. Jeder kann sich seinen Familiennamen nach Belieben wählen; ausgenommen sind nur solche Namen, die irgendeine berühmte Person bezeichnen. Man will mit diesem Verbot erreichen, daß nicht, wie in Haiti, ganze Horden von Napoleoniden, Cäsaren und Hannibals geschaffen werden. Nichtmohammedaner werden von Mohammedanern geschieden werden durch eine Bezeichnung, welche „Sohn des . . ." bedeutet. So wird Baltadji Oglou Dimitri der Name sein für: Dimitris, Sohn des Baltadji.

Bisher gab es in der Türkei fast keine Familiennamen, was zu viel Verwirrung Anlaß gab. Nur ein paar hundert der angesehensten Familien führten eigene Namen. -nk.

—⊡—

Die Jagd im Oktober

Das Edelwild befindet sich noch in der Brunft. Starke Hirsche stehen bei den Rudeln, welche bei genügender Aesung die Nähe der Brunftplätze selten verlassen. Die Wechsel sind deshalb zu Anfang des Monats noch sehr unbestimmt. Selbst noch vorhandene Kartoffelfelder versagen jetzt im allgemeinen ihre Anziehungskraft. Starke Hirsche sind abgebrunftet und lohnen kaum die Kugel. Küchenbedürfnissen möge man ein bekanntes Geltier opfern. Nach der Brunft sucht das Rotwild ruhige Dickungen auf. Kräftige Oelsaatfelder locken das Wild am meisten zum Austreten. Salzlecken und Futterplätze sind in Ordnung zu bringen. Das Wild beginnt zu färben. — Kastanien, Eicheln, Wildobst sollten rechtzeitig für die Fütterung gesammelt werden.

Beim Damwild ist die Brunft im Gange. Da brunftende Hirsche einen wenig begehrenswerten Braten bilden, so sollte der Abschuß guter Schaufler schon in der Feistzeit beendet sein. Bei Bedarf schieße man ein Geltier. Im übrigen gilt das beim Rotwild Gesagte.

Sauen sind jetzt feist. Wo sie in Nadelholzrevieren stecken, üben Kartoffelschläge selbst dann noch ihre Anziehungskraft, wenn die Ernte beendet ist. Die Sauen suchen im Oktober die unzugänglichsten Dickungen auf, als ob sie wüßten, daß mit dem ersten Schnee die Treibjagden zu beginnen pflegen. Ein Ueberläufer ist der beste Braten. Will man die Sauen wegfangen, so müssen jetzt die Saufänge in Ordnung gebracht und muß dann mit dem Ankörnen begonnen werden.

Die Feistzeit der Rehe ist eingetreten. Sie legen ihr Winterkleid an. Gewöhnlich treten die Rehe erst spät aus. Bevorzugt werden Oelsaatfelder, Klee- und Esparsettefchläge. Die Treibjagden beginnen. Will man dabei auf guten Erfolg rechnen, so lasse man still streichen; die Sprünge gehen sonst meist durch die Treiber. — Die Salzlecken müssen in Ordnung sein; sie können zur Erhaltung eines guten Rehstandes nicht genug empfohlen werden.

Der Dachs ist fett und kann gegraben werden. Da er in seiner Behäbigkeit nicht gern zu weit geht, so bleibt er, vom Tage überrascht, in Dickungen stecken und kommt dann mitunter bei Treibjagden dem Jäger zum Schuß. Der frühe Morgenanstand am Bau ist lohnend, wenn man beim Hingehen die Einlaufseite vermeidet und guten Wind hat.

Der Hase rückt mehr in den Wald. Die Treibjagden beginnen. Auf dem Felde liegt der Hase gern auf Sturzäckern, Rohrhorsten, Auswuchs, kräftigen Saaten, unter Dornen oder Gestrüpp.

Rebhühner sitzen überall umher, halten aber selbst vor einem kurz suchenden Hunde nur noch in seltenen Fällen bei besonders schönem Wetter. Beschossen, streichen sie so weit weg, daß von einer Nachsuche nicht die Rede ist. Die Hühner ziehen sich zu größeren Ketten zusammen, von denen manche, in Aussicht auf bessere Lebensbedingungen, dauernd andere Reviere aufsuchen. Da die Deckungen fehlen, so ist es doppelte Pflicht, alles Raubzeug mit Schrot und Eisen kurz zu halten.

Die Waldschnepfe pflegt unsere Breiten von Mitte des Monats an auf dem Rückzuge nach südlichen Gegenden aufzusuchen. Die Suche mit einem kurz und sicher arbeitenden Hunde ist häufig lohnend. Nach nächtlichem Nebel fallen die Langschnäbel ganz unberechenbald bald hier, bald dort ein. Im allgemeinen liegen sie bei Trockenheit gerne in jungem Birkenholz mit Heidekraut oder niedrigen Laubholzbeständen, bei Regen- oder kaltem windigen Wetter im Nadelholz.

Gänse und Enten werden auf dem Zuge geschossen. Gänse fallen im Oktober zu Hunderten am Tage auf Saatfeldern ein und glückt es mitunter, von einem Ackerwagen aus oder neben einem Zug Ochsen einhergehend, mit der Büchse zu Schuß zu kommen. Der Zug ist bei abendlichem Nebel am lohnendsten, da dann Gänse sowohl wie Enten tief und träge ziehen.

—⊡—

Am Ausguck

Die Zahl der Juden in der Welt.

Nach einer Statistik, die vom „Univers Israélite" wiedergegeben wird, beträgt die Gesamtzahl der jüdischen Bevölkerung in der Welt 14 163 543, also ungefähr ein Prozent der gesamten Menschheit. In Europa beträgt die Gesamtheit 9 232 576, 2,1 Prozent der Bevölkerung. Im einzelnen verteilen sich die Zahlen auf die verschiedenen Länder folgendermaßen: Polen 2 829 456; ganz Rußland 5 253 324, davon 2 626 667 in Europäisch-Rußland, 1 772 479 in der Ukraine; Rumänien 834 344; Deutschland 575 000; Ungarn 473 310; Tschechoslowakei 354 342; Oesterreich 300 000; Großbritannien 280 000; Frankreich 150 000; Vereinigte Staaten 3 500 000.

Unerklärliche Naturerscheinung.

Neben dem Genfer See zeigte auch der Gardasee von jeher ein Steigen und Fallen des Wassers. Nicht ähnlich den Gezeiten des Meeres, sondern, die „Seehöhe" der Garda lag im Sommer dreißig Zentimeter unter der des Winters. Jetzt kommt die Nachricht: man beobachtet diesen Wechsel alle vierzig Minuten! Ist die Erscheinung vulkanischen Ursprungs? Geht sie zurück auf Einflüsse der Gestirne? Ist sie eine Folge des Windes? Kaum; denn Einflüsse solcher Art wirken sich anders aus. Vielleicht kommt man einmal zur Erklärung über die Tatsache, daß dem Seegrunde gasige Substanzen entsteigen; heiße Quellen lassen sich nachweisen aus emporrollenden Luftblasen, die Schwefelwasserstoff enthalten. So in der Nähe von Peschiera und Sirmione. Geraten Fischernetze an solche Stellen, dann verfaulen sie in kurzer Zeit.

Der erste Sänger des Deutschlandliedes.

Kürzlich ist in Stade der frühere Gutsbesitzer Joh. Schmoldt aus Neuenstedten gestorben, dessen Familie eng mit der Heigoländer Zeit Hoffmanns von Fallersleben verbunden war. Als Hoffmann im Exil auf dem damals englischen Helgoland saß, wo das Deutschlandlied der Ausdruck seiner Freiheits- und Vaterlandsliebe wurde, fuhr er öfters nach dem hamburgischen Cuxhaven hinüber, wurde dort mit Christian Schmoldt, dem Vater des damals 12jährigen Johann Schmoldt, bekannt und besuchte ihn auch später mehrmals auf seinem Gutshof in Müggendorf. Einmal wurde er im Hause seines Gastgebers von hannoverschen Gendarmen verhaftet und über die Grenze abgeschoben; da ein solches Vorgehen ohne Genehmigung des Schultheißen ungesetzlich war, erhoben die freiheitlich gesinnten Hadler Bauern Einspruch und bekamen auch recht; immerhin mußte man von da ab die Hoffmannschen Besuche möglichst unauffällig machen. An einem der langen Abende wurde im Schmoldtschen Hause das Deutschlandlied nach der Melodie „Gott erhalte Franz, den Kaiser" gesungen, die sich im Laufe der Jahre überall durchgesetzt hat. Johann Schmoldt, der später eine Zeitlang in Amerika Farmwirtschaft betrieben und während der Bürgerkriege nach Deutschland zurückkehrte, erzählte in späteren Jahren noch oft, wie er als Junge den deutschen Freiheitsdichter auf einem Bauernwagen nach Cuxhaven zurückgefahren hat.

Seltsame Urteilssprüche.

Zu den seltsamsten Urteilssprüchen früherer Zeiten gehörten wohl folgende: In England war es Gesetz geworden, daß jeder Verbrecher freigesprochen wurde, der lesen und schreiben konnte. Das geschah, um den Untertanen Geschmack an diesen freien Künsten beizubringen. — In Languedoc war es im 13., 14. und 15. Jahrhundert durch das Gesetz bestimmt, daß jeder, der bei dem Ehebruch ertappt worden war, am hellen Mittag nackend durch die Stadt von einem Ende zum anderen laufen mußte. In Polen wurden einem Manne, der während der Fastenzeit Fleisch gegessen hatte, die Zähne ausgerissen. — Ein Verleumder mußte auf allen Vieren laufen und bellen wie ein Hund, doch nur eine Viertelstunde lang. Karl V. von Frankreich führte diese Strafe an seinem Hofe ein, und man soll an gewissen Tagen den ganzen Morgen nichts gehört haben als das Gebell solcher Pseudohunde.

Die Sonntagskleider des Völkerbundes.

Ein Amerikaner war begeistert. Er hatte Genaueres über den Völkerbund gehört, jener Körperschaft, die in einem Städtchen eines winzigen Landes jenseits des Ozeans auf dem alten Kontinent tage und in deren Macht es läge, Kriege zu verhindern. Das erschien dem Amerikaner eine sehr gute Einrichtung, ja sie wäre so gut, daß sie fast etwas Amerikanisches hätte sein können. So zögerte er nicht, seine Anerkennung auszusprechen und den Völkerbund allerhöchst persönlich zu billigen. Zum Zeichen seiner Hochachtung übersandte er dem Generalsekretär in Genf ein Paket mit zwölf prachtvollen Seidengewändern, die er, als amerikanischer Bürger, dem Völkerbund schenke. Eine derartig große und bedeutende Einrichtung müsse auch äußerlich ihre Wichtigkeit betonen, und die Mitglieder des Rates dürften nicht wie gewöhnliche Menschen gekleidet sein. Das Geschenk war tatsächlich höchst feudal. Aus schwerer, reicher Seide bestanden die Gewänder, mit Samt und Hermelin verziert, dazu passende Kopfbedeckung und Pantalons. Der Amerikaner hatte in nichts gespart. Doch leider fand sein Geschenk nicht die gewünschte Aufnahme. Man ließ die Prachtgewänder beiseite legen, dorthin, wo der Staub alle Akten gleichmacht und verzichtete darauf, sich in Samt und Seide zu kleiden. Das nimmt allerdings Wunder. Wenn mancher behauptet, daß die Völkerbündler stets große Neigung hätten, sich zu maskieren, zu kostümieren. Dabei würden doch die theatralischen Roben amerikanischer Widmung gute Dienste leisten. Eine Geste imponiert umsomehr, je reicher das flimmernde, glitzernde Beiwerk ist. Autorität nennt man das. Warum sollte sie der Völkerbund verschmähen?

Büchertisch

Der Weg zum Erfolg

führt durch das Wissen. Es genügt aber nicht, sein Wissen auf seinen Berufszweig zu beschränken, ein möglichst ausgebreitetes Wissen ist notwendig. Freilich kann kein Mensch den ganzen Wissensschatz in sich aufspeichern. Darum ist es dankbar zu begrüßen, daß der Kleine Brockhaus, Handbuch des Wissens in einem Band, das Weltwissen in sich vereinigt; ein Griff, und man hat, was man wissen will. Der Kleine Brockhaus ist das reine Weltauskunftsbüro, das unparteiisch jedem dient, der es befragt. Durch die geniale Raumausnützung ist gegenüber den größeren Auskunftswerken keine fühlbare Verkürzung des Stoffes eingetreten. Der Kleine Brockhaus erweist sich darum jedem als unentbehrlich. Um aber auch jedem die Anschaffung zu erleichtern, läßt der Verlag das Werk in zehn Lieferungen erscheinen, von denen die sechste uns vorliegt. Während des Erscheinens der Lieferungen ist die Möglichkeit geboten, den Kleinen Brockhaus zu einem billigeren Subskriptionspreis (jede Lieferung 1,90 Mark) zu beziehen. Diese Vergünstigung erlischt aber mit Ende September, und wir raten unseren Lesern, baldigst zuzugreifen. Die sechste Lieferung bietet wieder eine überreiche Fülle interessanten Stoffes in Wort und Bild. Wir machen z. B. auf die Uebersicht „Hauptdaten der Weltliteratur" aufmerksam, die mit 3000 v. Chr. beginnt und mit den wichtigsten dichterisch. Erscheinungen der Gegenwart endet. Eine prächtige Probe, wie der Kleine Brockhaus auch im Bild ganz unparteiisch über die Schöpfungen der Menschen zu berichten versteht, sind die beiden Tafeln „Malerei". Auf ihnen sind Darstellungen aus dem frühesten Altertum und sogar aus der Eiszeit vereinigt mit Schöpfungen der modernsten Kunstrichtungen, unter denen eine Vertreibung aus dem Paradies auffällt. Ueberall, wo man hinschaut, findet man wertvollen Stoff in der neuesten Fassung. Auch diese Lieferung gibt die Ueberzeugung, daß der Kleine Brockhaus den Vogel abschießt und das Handbuch des Wissens ist, das uns Deutschen beweist, daß es aufwärts geht mit deutscher Arbeit und deutschem Geist.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: W. A. Sank, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 35 Donnerstag, 1. Oktober 1925

Heimatstätte

Heimatstätte, da sich einte,
Was mir Lieb' und Freundschaft gab,
Treue Stätte, wo ich weinte
An dem ersten offnen Grab!
Erste Freuden, erste Schmerzen,
Die bewegt des Kindes Brust:
Tiefer wurzeln sie im Herzen
Als des Mannes Weh und Lust!
Heimat, Heimat, süßes Träumen,
Heimat, Heimat, liebstes Glück,
Ja, nach deinen trauten Räumen
Zieht es mächtig mich zurück.

Paul Möbius.

Wanderungen durch Alt-Berlin

Von Dr. Augusta von Oertzen.

Es wird so viel geredet von der Entwicklung und von dem Riesenbetrieb der „Weltstadt" Berlin, und nur ganz wenigen ist es bekannt, daß auch diese Stadt ihre architektonische Vergangenheit hat, die für kundige Augen bis mitten in die Unrast des heutigen Lebens hineinragt.

Zwar findet man nicht große Paläste und erhabene Dome, wie in den süddeutschen Residenzen und Handelsstädten, nein, kleine bescheidene Häuschen, enge Straßen und Plätze, die einst dem einfachsten Leben des „Märkers" entsprachen, der sich erst langsam aus kleinbürgerlicher Enge zu dem rührigen „Geschäftsmann" von heute ausgewachsen hat.

„Schneidig" waren die Einwohner von „Spreeathen" zwar schon immer! Als Goethe im Jahre 1778 zum ersten Male in Berlin zu Besuch war, da meinte er: „Mit den Berlinern ist nicht gut Kirschen essen, sie sind und bleiben eine verwegene Nation."

Diese alten Stadtgegenden zu durchwandern, ist ein einzigartiger Genuß; wie verzaubert erscheint diese stille Welt, in die man mitten aus dem Lärm des großen Betriebes plötzlich versetzt wird. An einem heißen Augustnachmittag, fast besinnungslos von dem Getöse und der Hitze der Friedrichstadt, flüchten wir durch die etwas kühleren Linden, über die Schloßfreiheit, am Kupfergraben entlang in das alte Berlin.

Kein Mensch weit und breit. Auch hier beginnt der Asphalt schon zu dampfen. Ein feiner, grauer Staub flimmert von ihm empor, tanzt an den Häusern herauf, erfüllt die Luft. Wie hinter einem Spinnwebschleier steht die Uebersicht „Hauptdaten der Weltliteratur" aufmerksam, die mit 3000 v. Chr. beginnt und mit den wichtigsten dichterisch. Erscheinungen der Gegenwart endet. Eine prächtige Probe, wie der Kleine Brockhaus auch im Bild ganz unparteiisch über die Schöpfungen der Menschen zu berichten versteht, sind die beiden Tafeln „Malerei". Auf ihnen sind Darstellungen aus dem frühesten Altertum und sogar aus der Eiszeit vereinigt mit Schöpfungen der modernsten Kunstrichtungen, unter denen eine Vertreibung aus dem Paradies auffällt. Ueberall, wo man hinschaut, findet man wertvollen Stoff in der neuesten Fassung. Auch diese Lieferung gibt die Ueberzeugung, daß der Kleine Brockhaus den Vogel abschießt und das Handbuch des Wissens ist, das uns Deutschen beweist, daß es aufwärts geht mit deutscher Arbeit und deutschem Geist.

Einst führten mehrere Zugbrücken über den Graben, nur eine einzige ist heute noch erhalten, die hölzerne „Jungfernbrücke", sie verbindet die alte Leipzigerstraße mit der Spreestraße. In dem flimmernden Grau des heißen Sommertages hat die Brücke über dem schwarzen Wasser, das sie vielfältig widerspiegelt, etwas Unheimliches, Gespensterndes . . . hinter ihr leuchtet ein gelbes Haus auf, breit ausladend, mit weit geöffnetem behäbigen Tor; eine goldene Inschrift funkelt darüber: Französischer Hof.

Dieses Straßenbild ist wie die Folie zu einer Novelle von E. T. A. Hoffmann. Und mancherlei Lebensschicksale mögen sich hier entwickelt haben, denn zur Zeit des großen Kurfürsten war der „französische Hof" das Standquartier der französischen Emigranten. Ihre vornehmen Töchter, die „demoiselles", gut [illegible] die „Jungfern", mußten ihre [illegible] Fingerchen mit Stickereien verderben, um leben zu können, eifrig stichelten sie bis spät in die Nacht und am Tage hielten sie ihre Kunstwerke, die sog. „Knötchens" in hölzernen Buden auf der Brücke feil. Und so erhielt diese im Volksmund den Namen „Jungfernbrücke".

Wir biegen, nach kurzer Zeit auf der zierlichen Brücke, in die „Spreestraße" ein, die in alten Zeiten viel sinniger und anmutsvoller das „Spreegäßchen" hieß. Hier schrieb im Jahre 1855 Wilhelm Raabe seine berühmte „Chronik der Sperlingsgasse"! Haus Nr. 11 trägt eine Tafel zum Gedenken an den Dichter, der hier in der „beletage" beim Schneidermeister Wudke sein Erstlingswerk verfaßt hat.

Was der Dichter da am Anfang schreibt, das empfindet man heute noch so genau, wenn man das alte Quartier durchwandert, das er mit so viel Liebe geschildert hat. „Ich liebe in großen Städten," heißt es da, „diese älteren Stadtteile mit ihren engen, krummen, dunklen Gassen, in welche der Sonnenschein nur verstohlen hineinzuschauen wagt. Ich liebe sie mit ihren Giebelhäusern und wundersamen Dachraufen . . . ich liebe diesen Mittelpunkt einer vergangenen Zeit, um welchen sich ein neues Leben in liniengeraden, paradenmäßig aufmarschierten Straßen und Plätzen angesetzt hat . . .

Die Gestalten seiner Phantasie scheinen noch heute, nach 70 Jahren, in diesem alten Viertel ihr Wesen zu treiben. Ein freundliches, friedliches Völkchen schaut in unwirklicher Weltferne aus Türen und Fenstern der alten Häuschen erstaunt den „Großstädter" an.

Auf unserem abendlichen Bummel durch „Alt-Berlin" gelangen wir weiter in die kleine, schmale Fischerstraße, sie verbindet zwei Arme der Spree miteinander und führt uns in die ältesten Teile der Stadt.

Hier meint man nicht im Binnenlande, sondern in irgend einem Hafen für In- und Export zu sein, in diesem Fischerviertel werden noch heute, wie vor hunderten von Jahren, Lade- und Schleppergeschäfte abgeschlossen. Ein eigentümlicher Geruch von Teer und Kautabak steigt aus allen Winkeln und Gassen, auf den Gewässern der Spree liegt Kahn an Kahn, beladen mit Gemüsen, Obst und mit Fischen aller Art . . wie ein holländisches Stilleben mutet diese bunte Last uns an, würzig umweht uns der Duft des Obstes, das saftige Aroma der aufgehäuften Fischtransporte. Wuchtige Schleppdampfer vervollständigen den Eindruck des Hafenverkehrs, riesige Ladungen von Zement und Ziegeln werden von ihnen majestätisch gezogen und warten, von vielen Neugierigen betrachtet, auf die Durchfahrt an der Schleuse. Ueber das graue Wasser der Spree gleiten Möwenschwärme in graziösem Flug, ihr heiserer Schrei bringt Meeresstimmung in das Binnengewässer. Mit leisem Gemurmel spielen die kleinen neckischen Wellen der Spree mit dem leichten Gerank des Efeus, der von altersgrauem Gemäuer bis in das Wasser hinabhängt.

Drüben am jenseitigen Ufer baut sich „Neu-Cölln am Wasser" auf, hier erscheint die Altstadt in ihren markantesten Formen; vorn am Wasser, breit gelagert, die „Stadtvogtei", ein schmaler, hoher Baum mit vermittertem Barockdach. Hier büßte Fritz Reuter, der Dichter von „ut mine Stromtid", hinter vergitterten Fenstern jahrelang seine allzu freien Ansichten!

Das altertümliche Fischerviertel, eingeschlossen von Friedrichsgracht Inselbrücke, Fischmarkt und Fischbrücke, läßt uns nicht los. In den kleinen Fischerkneipen sind schon die Lampen angezündet, Modelle von allerlei Ozeandampfern und Dreimastern schauen gespenstisch aus den trüben Fenstern. Von ganz besonderem Charme ist das kleine „Restaurant zum Nußbaum", an der Ecke der Fischer- und Cöllnischen Straße, ein spitzwinkliges Häuschen, fast vergraben unter den riesigen Zweigen eines uralten Nußbaumes.

Auf ein 400jähriges Bestehen schaut dieses freundliche Domizil der Reisenden zu Wasser und zu Lande zurück, wie viele Geschlechter hat es beherbergt und überdauert! Wie ein gütiges Auge grüßt uns gastlicher Lichtschein, der eben unter dem tiefen Schattendach des Nußbaums aufblinkt.

In derselben Straße — Nr. 28 — stoßen wir auf das sog. „Blüthenhaus", hier hauste einst Michael Kohlhaas, der durch Heinrich von Kleist unsterblich gemachte Wegelagerer und Gerechtigkeitsfanatiker.

Düsteres, altersgrauestes Berlin, das ist der „Krögel", eine schmale, finstere Gasse, gepflastert mit Kopfsteinen, zwischen denen armseliges Gras wuchert. Darüber in buntem Durcheinander Fachwerk, Ziegel, Feldsteine, seltsame Balkonfluchten, deren überhängendes Gebälk verwitterte Säulen tragen. Wir schauen in dämmerige Torbogen und Höfe, eines immer verwitterter und verwahrloster als das andere.

Wie ein neckisches Spiel des Zufalls mutet es an, daß gerade in dieser finsteren Gegend eine Sonnenuhr die Zeit mißt, dieses uralte Gebilde geht noch heute gewissenhaft seinen festen Gang. „Sie sagt nicht tick und sagt nicht tack, Hat keine Glocke und keinen Schlag. Wenn die Sonne scheint, dann geht se, Un wenn der Mond scheint, dann steht se!" rühmt der Berliner seine alte, treue Uhr.

Eng verknüpft mit den Elementen, abhängig von der Sonne Lauf, kündet sie nur eines mit Gewißheit! — „Mors certa, hora incerta!" steht in verschnörkelten Lettern um ihr Zifferblatt zu lesen . . .

Der Abend dunkelt immer mehr, wir wenden uns der Stadt zu, mit einem Mordsgetöse empfängt uns der Alexanderplatz, — versunken ist die stille Welt vergangener Tage.

—⊡—

Ein Zusammentreffen mit Rifkabylen

Hans Freimund.

Die Zeitung berichtet jetzt wieder viel von den schweren, schon seit langen Jahren dauernden Kämpfen der Spanier gegen die Berberstämme in Nordmarokko, wo die kriegerischen Rifioten, die ehemals so gefürchteten Rifpiraten große Erfolge gegen die stolzen Kastilianer errangen. Des weiteren wurde gemeldet, daß die Mißerfolge der Spanier auch die Araberstämme in der nächsten Umgebung Tangers das Haupt hätten höher erheben lassen; sie seien in Auflehnung gegen den europäischen Einfluß und bedrohten sogar den von vielen Europäern der verschiedensten Nationen bewohnten Hafenplatz. Frankreich und Spanien überbieten sich nun in Bereitwilligkeitserklärungen, für den Schutz der europäischen Interessensphäre sorgen zu wollen. Man hat allen Grund anzunehmen, daß oft genug bei diesen Meldungen über Aufstände in der Umgebung von Tanger der Wunsch Vater des Gedankens ist.

Zur Beleuchtung ein kleines Erlebnis. Anfang der neunziger Jahre machte ich von dem spanischen Cadiz aus einen Abstecher nach Tanger. Ich hätte den Ausflug nicht unternommen, wenn mir etwas von einem Aufstand der Araber in der Nähe der Stadt bekannt gewesen wäre. In Cadiz wußte man nichts von einem derartigen Ereignis, auch auf dem Dampfer, der mich hinüber brachte, hatte man keine Ahnung davon. Selbst in Tanger wußte der Wirt meines, außerhalb der Mauern der Stadt am großen Markt liegenden Hotels von nichts

denn er rief mir zu einem Spaziergang weit um die Stadt herum bis zur atlantischen Küste, zu einem berühmten Kap, um von da aus die Aussicht auf den Ozean, die Meerenge und die spanische Küste zu genießen. „Ich werde Ihnen einen arabischen Führer mitgeben, einen zuverlässigen Mann, der schon seit Jahren mein Vertrauen besitzt," sagte er.

Eine halbe Stunde später stand der Araber schon vor mir, ein mittelgroßer Mann mit braungelber Hautfarbe, schweren dunklen Augen, spärlichem, schwarzem Barte; die reinliche Kleidung bestand aus leinenen Pumphosen bis zum Knie, einem kurzen blauen Jäckchen, unter dem ein sauberes Hemd hervorlugte, und einem langen weißen Umhang in Wollstoff. Auf dem Kopfe trug er einen mächtigen Turban. Die nackten Füße steckten in gelben Pantoffeln. Mit ruhiger Würde suchte der Mann mich bezüglich des Preises übers Ohr zu hauen. Doch es gelang ihm nicht. Schließlich wurden wir handelseinig. Für täglich ganze zehn Pesetas, damals ungefähr sechs Mark, stellte El Hadj Muhamed ben Jussuf, so hieß der Maure, zwei gute Maultiere und übernahm die Führung nebst Garantie für die Sicherheit meiner Person. Am folgenden Morgen sollten wir reiten.

Gerade als Ben Jussuf sich verabschiedete, ertönten Kanonenschüsse von der Bucht her. Ein Kriegsschiff, ein Engländer, wie der Wirt mit einem Feldstecher feststellte, schoß einlaufend Salut. Auf dem Gesicht des Arabers glaubte ich ein flüchtiges höhnisches Lächeln bemerkt zu haben. Dann empfahl er sich. Abends ging das Salutschießen von neuem los: ein großes spanisches Kriegsschiff lief ein und warf nicht weit von dem englischen Anker. Beim Morgengrauen weckten uns wieder Schüsse aus dem Schlafe: ein dritter Kreuzer lag neben den andern, als wir hinunterkamen.

„Was hat denn das zu bedeuten?" fragte ich den neben mir auf der Veranda Ausschau haltenden Wirt. „Ist hier eine internationale Flottenparade?" Der Wirt schmunzelte. „Die treuen Nachbarn! Da traut keiner dem andern . . . deshalb helfen sie sich gegenseitig . . . sie wollen alle dabei sein. Die dem Kaid von Tanger unterstehenden Stämme haben sich wieder einmal geweigert, die schuldigen, vielleicht etwas gar zu willkürlich hochgegriffenen Steuern zu bezahlen, nun liegen sie bewaffnet um die Stadt herum, um der Brandschätzung ihrer Dörfer durch den Kaid einen Riegel vorzuschieben. Eine reine marokkanische Angelegenheit, die Europa eigentlich gar nichts angeht. Aber, aber . . . es könnte am Ende doch eine Gelegenheit zum „Eingreifen" geben mit Aussicht auf guten Lohn. Und deshalb läßt sich Europa den Schutz seiner Kinder hier so angelegen sein."

Doch da war auch schon Ben Jussuf mit zwei schönen Maultieren, die bequeme arabische Sättel trugen. Ich muß gestehen, die Mitteilung des Wirtes hatte mir die Lust zum Ausflug genommen, doch er verscheuchte lachend meine Bedenken. „Bewaffnen Sie sich gut, aber . . . mit Zigaretten," scherzte er. Zigaretten, die hatte ich von Spanien mitgebracht, zwei große, prall gefüllte Etuis. Ich steckte sie zu mir. Wir ritten ab.

Auf wegelosem, steinigem, mit magerem Eichengestrüpp bestandenem Terrain ging es bergan. Außer einigen Holz sammelnden braunen Weibern war weit und breit keine Menschenseele zu erblicken. Da, wir mochten vielleicht drei Kilometer von der Stadt entfernt sein, kam uns ein Europäer im Reitanzug, sein Pferd wegen der Unebenheit des mit Steinblöcken übersäten Bodens am Zügel führend, entgegen. Schon von weitem winkte er uns mit der Hand, zurückzubleiben. „Gehen Sie nicht weiter," rief er mir auf englisch zu, „Sie geraten sonst in die Linie der Insurgenten. Ich kehre deshalb um." Ich dankte. Ohne sich aufzuhalten, bahnte sich der Fremde seitlich von uns seinen Weg durch die Hecken. Ich machte Miene, ihm zu folgen, schaute aber doch fragend den Führer an. Der schüttelte geringschätzig den Kopf. „Komm nur ruhig mit, Du kannst unbesorgt sein!" Ben Jussuf sprach ziemlich geläufig französisch, aber das „Sie" kannte er nicht, er duzte einen mit Würde. Und wir ritten weiter, kreuz und quer ging es um die Stadt herum, doch hielten wir uns meistens auf der Höhe, von wo sich prächtige Ausblicke auf die Bucht, die Stadt und die Meerenge boten. Es war ein ziemlich anstrengendes Klettern für die Tiere, deren Sicherheit auf dem schlechten Boden ich bewunderte. Einmal stiegen wir auf einem kaum meterbreiten Felspfad in ein tiefes, fast ganz ausgetrocknetes Bachbett hinunter, um sie an einem Wassertümpel zu tränken. In dem Geröll des Bachbettes ging es dann eine gute Strecke weiter bis zu einem jenseitigen aufsteigenden Saumpfad. Oben angekommen fragte mein Begleiter, ob ich nicht ein Täßchen arabischen Kaffee trinken wollte.

„Gewiß! Aber wo?"

Ben Jussuf zeigte stumm auf eine blaßgraue Rauchsäule, die in Büchsenschußweite aus dem Heckengestrüpp aufstieg. Als wir näherkamen, konnte ich feststellen, daß der Rauch aus der Decke eines kleinen bienenkorbartigen Steinhauses kam, vor dem einige alt aussehende Kerle hockten. Als ganze Kleidung trugen sie eine Art Kaffeesack, in dessen Boden ein Loch für den Kopf geschnitten war, während die bis zu den Schultern nackten braunen Arme durch die abgeschnittenen Ecken gesteckt waren. Dieses etwas einfache Kleidungsstück war durch einen Strick um die Hüften zusammengehalten. Neben den Burschen lagen fünf oder sechs lange Spieße. Ben Jussuf grüßte gravitätisch die Araber erhoben sich, den Gruß höflich erwidernd. Wir stiegen von unseren Tieren. Dann begann eine mir unverständliche Unterhaltung, schließlich rief der Führer etwas durch die niedrige, als Tür dienende Oeffnung in das Haus hinein, von innen wurde geantwortet, und dann krochen wir in den Bau. Es war ein runder Raum von etwa fünf Meter Durchmesser, in der Mitte ungefähr zweiundeinhalb Meter hoch. Wie die kuppelförmig gewölbte Decke ohne Stütze halten konnte, war mir um so schleierhafter, als mitten darin sich ein fußbreites Loch für den Abzug des Rauches befand. Auf dem Boden brannte ein Feuerchen, über dem auf einem eisernen Dreifuß ein Wasserkessel brodelte. Um das Feuer hockten noch vier braune Gesellen in stoischer Ruhe. Wiederum die würdevolle gegenseitige Begrüßung. Dann machte sich einer daran, eine Handvoll gerösteter Kaffeebohnen zwischen zwei Steinen zu zerreiben. Ein Säckchen mit Zucker war auch da, und nach kurzer Zeit hatten wir einen ganz vorzüglichen Kaffee in kleinen Zinnbechern vor uns stehen. Er war nach dem arabischen Rezept heiß wie die Hölle und süß wie die Liebe. Wir tranken mehrere Becher und rauchten Zigaretten dazu. Für diese waren die Leute höchst dankbar. Als wir wieder aufbrachen, sollte ich auf Ben Jussufs Empfehlung hin eine silberne Peseta hinlegen, ich legte deren zwei hin, worauf sich unser Wirt in endlosen Dankesbezeugungen erging.

Vor dem Hause fanden wir noch drei weitere Araber, die inzwischen hinzu gekommen waren. Sie waren etwas besser gekleidet als die anderen und trugen Schußwaffen, zwei hatten sogar ganz moderne Militärgewehre, während der dritte einen langen Vorderlader heimischer Herstellung besaß. Auch hier gab es wieder eine feierliche Begrüßung. Dann teilte ich meinen Zigarettenvorrat unter die Gesellschaft aus, was den besten Eindruck auf sie machte. Dankbar hielten sie uns die Mulas zum Aufsitzen.

Der Führer ritt schweigsam voran. Da wies er mit ausgestreckten Armen in die Ferne, nach einer Bodenerhöhung, hinter der Tanger liegt. Mit dem Feldstecher sah ich, daß dort eine Anzahl Europäer stand, die das Gelände mit Fernrohren absuchten und die anscheinend besonders nach uns schauten. Ben Jussuf hielt an. Bisher hatte ich noch nicht gefragt, was das für Leute waren, von denen wir kamen. Wohl hatte ich mir meine Gedanken darüber schon gemacht. Aber ich sagte mir, kann der schweigen, so kann ich es auch; nur keine Neugierde zeigen!

„Weißt Du, daß wir bei einem Posten der Aufständischen waren?" Keine Antwort abwartend, fuhr der Maure fort: „Du wirst mit Fragen bestürmt werden, wenn wir nach der Stadt zurück kommen. Sage ihnen, daß es arme, harmlose Menschen sind, die sich nur gegen die Aussaugung seitens der heimischen Behörden wehren, gegen die Vergewaltigung durch den Kaid. Gegen die Europäer haben sie nichts!"

Es kam so, wie Ben Jussuf gesagt hatte. Als wir uns der Stadt näherten, kamen uns die Leute von dem Hügel entgegen. Auch der Reitersmann vom Morgen war darunter, ein englischer Journalist, wie ich später erfuhr. Sie wollten wissen, was ich da hinten gemacht hätte. Und ob die Andjerras — so oder ähnlich war der Name des vor uns in Auflehnung befindlichen Stammes — im Vormarsch auf die Stadt wären, wie sie sich gebärdeten usw. Die Fragesteller waren Angehörige mehrerer Nationen, englische, französische, italienische, spanische Laute schwirrten durcheinander. Augenscheinlich waren die Leute enttäuscht, daß ich ihnen keine Sensationsnachricht bringen konnte. Gar zu gern hätten sie etwas von bevorstehenden großen Gefahren gehört. Denn für was hatte man Waffen und Kriegsschiffe, wenn man sie nicht zur „Pazifizierung" benutzen kann? —

—⊡—

Humor in der Rechtsprechung

Von P. Pluck.

Ein Mensch kann außerordentlich witzig sein und doch keine Spur von Humor besitzen und umgekehrt. Witz und Humor sind keine rechten Geschwister, ersterer stammt aus einer Verstandesehe, letzterer aus einer Gemütsehe. Seine Lustwirkung beruht auf einem vollsaftigen Lebensgefühl, das sich zu einer frohmütigen Weltanschauung verbreitet, die nicht schadenfroh, sondern hell lachend versteht oder wehmütig lächelnd entsagt. Der Humor entstand durch eine dichterische Unterströmung, welche aus dem Urquell der Phantasie schöpft, und ist historisch eine sehr späte Errungenschaft. Die Griechen haben ihn noch nicht besessen; ihre Schriften enthalten viel Witz und Satire, aber keinen Humor. Wenn bei einem Volke Gemütstiefe und rege Phantasie sich zu einem stark lebendigen Gefühl verbinden, ist an dessen Begabung für Humor nicht zu zweifeln, weshalb uns beim deutschen Volke, z. B. in der Tiersage, der Sammlung des Knaben Wunderhorn, den Sprichwörtern ein reicher Volkshumor entgegensprüht. Solche Begabung übt ihren Einfluß auch auf die übrigen Aeußerungen des Volksgeistes aus, auf Glauben, Sitte und auch auf das Recht. Ein Volk, das in seinem Rechte keine über ihm und außer ihm stehende Macht erblickt, welchem das Recht Geist von seinem Geist und Wirt von seinem Blute ist, wird den angeborenen Humor auch hier niemals verleugnen können. Erst wenn zwischen Volk und Recht ein besonderer Rechtsgelehrtenstand sich einschiebt, sondert sich der Zweckbereich des Rechtes von den übrigen Betätigungen des Volksgeistes ab. Dann hat auch der Humor keine Stätte mehr, wie in unserm gutigen Recht; dieses will und kann nicht volkstümlich sein. Das preußische Landrecht wollte ein volkstümliches Gesetzbuch sein, und wenn wir noch 600 Jahre weiter zurückgehen zum Sachsenspiegel, dem berühmten Rechtsbuche des 13. Jahrhunderts, so sehen wir das Recht tief im Volke verankert, zum Beispiel in seinem Glauben, wenn im Laienspiegel als Muster eines Zivilprozesses ein Rechtsstreit des Teufels gegen die Menschheit durchgeführt wird, in welchem die Jungfrau Maria als Verteidigerin für die Menschheit eintritt. Da blüht uns das deutsche Recht in voller Jugendlichkeit entgegen.

Eine Vorschrift bestimmt als geringsten Grundbesitz „so viel, daß ein dreibeiniger Stuhl darauf stehen und ein Mädchen neben einer Wiege darauf sitzen kann". Während unser heutiges Recht die Quadratmeter ausmessen würde, drängt sich dem jugendlichen Rechte das Bild eines ärmlichen Hausrates auf und sofort gestaltet es diesen Eindruck zum Sinnbild des Rechtes. Der Humor erscheint in den Rechtskundgebungen, z. B. wenn der Galgen als dürrer Baum oder dürrer Ast bezeichnet wird, am reichsten aber in den Rechtssprichwörtern, welche die Rechtssätze in handlicher Form zu gangbarer Münze ausprägen. Wenn ein Käufer einer Ware nachher wieder kommt und ihre Mängel klagt, so sagt das Sprichwort: „Wer die Augen nicht auftut, muß den Beutel auftun; und: wer närrisch kauft, muß weislich bezahlen." Heilig war dem alten Recht der Satz, daß der Täter seine Tat da büßen muß, wo er sie begangen; das Rechtssprichwort sagt darüber: „Wo sich der Esel wälzt, da muß er Haare lassen." Die Vermittlung zwischen Ausdruck und Inhalt eines Gedankens übernimmt das Sinnbild oder Symbol in einer bis zur Ausgelassenheit gehenden Gestaltungskraft. So wenn die Braut am Hochzeitstage in die Schuhe des Bräutigams treten muß, weil der Schuh als Herrschaftssinnbild gilt. Oder wenn das Weistum der Gemeinde Schwarzenbach eine Grenzverletzung folgendermaßen bestimmt: „Nicht weiter dürfen die Hühner in den Nachbarhof übertreten, als die Besitzerin auf dem First des Daches stehend mit der linken Hand eine an der Spitze gefaßte Sichel unter dem rechten Fuß durchziehen kann!" Oder die Soester Gerichtsordnung gebietet: „es solle der Richter auf seinem Richterstuhl sitzen als griesgrämiger Löwe, den rechten Fuß über den linken geschlagen, und wenn er sich über eine Sache nicht klar werden kann, dieselbe 123 mal überlegen!" Noch viele Proben solcher Rechtssprüchwörter und Verordnungen alter Kapitulare und Weistümer gibt es, welche von dem reichen, volkstümlichen Humor zeugen, der dem alten Rechte eigen war.

—⊡—

Vom Rosenkönig und anderen seltsamen Naturerscheinungen

Von Wilhelm Hochgreve-Goslar (Harz).

Eine überaus reizvolle Zierde unserer Waldränder, unserer Feldwege, unserer Wiesengrenzen und -ränder wie unserer Brachfelder ist die Hecken- oder Wildrose. Wie still-schöne beschaffene Mädchen meist die allerschönsten sind, so ist die Wildrose, die überall gedeiht, wo andere mit ihren höheren Ansprüchen nicht zu wachsen vermögen, eine der schönsten und immer das Auge des Naturfreundes neu erfreuenden Buschpflanzen unserer deutschen Landschaft. Wie köstlich ist ihre weißrosarote Blütenpracht im Juni oder Juli, ganz wie die Sonne es will, und doch ist kein protziges Prunken an ihr. Wie lebensfroh leuchtet im Herbst ihre rote Frucht, die Hagebutte. Und das ganze Frühjahr, den ganzen Sommer hindurch ist in ihrem grünen Gebüsch, dessen Dornenvor dem stoßenden Speere schützen, ein fröhliches Gejubel aus kleiner Kehle, weithin vernehmbar und doch nicht aufdringlich laut, ganz wie es zu dem Wildrosenbusche paßt. Sie schätzen ihn, die lieben kleinen Sänger im grauen, grünen und gelben Federgewande, schätzen ihn, weil er sie schützt und weil er manchem unter ihnen auch Wiege war, in seinen Aestegabelungen Nistgelegenheiten bietet. Auch Nahrung gewährt er ihnen in mancherlei Gestalt, denn Ungeziefer aller Art fühlt sich an seinen Blättern und Aesten wohl und ist auch im verrotteten Laube zu seinen Füßen zu finden. Und wenn sie auch nicht so ganz selbstlos ihm die Raupen und Läuschen absuchen, gedient ist ihm damit doch sehr. Gegen einen Feind aber vermögen sie ihn nicht zu schützen, und ist er auch unscheinbar winzig. Geduldig aber, wie der Wildrosenbusch ist, erträgt er den feindlichen Eingriff in sein Fleisch und zeigt dem Naturfreunde eine Naturerscheinung, die wenige beachten und die den meisten der Aufachtenden ein Rätsel ist.

Des Rätsels Lösung jedoch ist nicht so schwer, wie es zunächst scheint.

Wir entdecken im Hochsommer an manchen Zweigen unserer Wildrose walnuß- bis apfelgroße Gewächsfeb von gelblichgrüner und rötlicher Färbung, deren Umhüllung moosartige Blättchen bilden. Wir haben es mit dem Rosenkönig zu tun, den der Volksmund auch Rosenschwamm oder Schlafapfel nennt. Wie so manche geheimnisvollen Gewächse spielte auch der Rosenkönig in früheren Jahrhunderten medizinisch eine Rolle, und zwar als Mittel gegen Blasenleiden.

Der Rosenkönig ist aber nichts anderes als das Erzeugnis einer Gallwespe, der Rosengallwespe, eines mückenartigen, schwarzen, geflügelten Insekts. Dieses Tierchen sticht im Frühjahr die Zweige der Wildrose an und spritzt in diese Wunde durch den Legestachel gleichzeitig mit der Ablegung eines Eis eine ätzende Flüssigkeit, welche den Rosenzweig zu einer Rinzenwucherung, die wir als Gallenbildung vor uns haben, reizt. Durchschneiden wir die Galle, so stellen wir mehrere Kammern fest, die Eier enthalten. Diese werden zu Larven und aus den Larven Hautflügler, die aber den Schlafapfel erst im nächsten Frühjahr verlassen. In den Sagen und Märchen unserer Vorfahren spielt der Rosenkönig als Schlafdorn eine Rolle. Es gehört in die Reihe der Wunder der Natur, daß das winzige Gallinsekt mit seinem Stich auf einen Schlag den Entwicklungsgang einer großen Pflanze beeinflußt, und es klingt uns wunderbar, daß das gleiche vom Menschenauge sonst kaum beachtete Geschöpfchen auf eine zeitweilig das ganze Kunstleben beherrschende Dichtungsgattung befruchtend einwirkte. Und dabei — an welch feinem Faden hängt sein Dasein! Sobald nämlich die Larve in ihm, um derentwillen, zu deren Schutze er wurde, abstirbt, hört seine Entwicklung auf.

Wie unsere Wildrose von der Rosengallwespe heimgesucht wird, so hat fast jede Baumart ihre besondere Gallmücke, die an den Blättern Gallbildungen zum Schutze und zur Ernährung für ihre Larve erzeugt. Die Galläpfel an den Eichenblättern werden von der gemeinen Gallapfelwespe hervorgerufen, die Buchengalle an den Buchenblättern, die Lindenkapselgalle an den Lindenblättern, die Gallen an Weidenblättern rühren alle von besonderen Gallmücken her.

Keines dieser Gebilde aber fesselt unser Auge so wie der Rosenkönig, der in seinem Mooskleide von allen Gallengewächsen am freundlichsten sich darbietet und der den Dichtern der Brunhilden- und Dornröschensagen wertvolle Gedanken und Stimmungen schenkte. Ein königliches Geschenk von einem „König", der doch nichts weiter ist als die Moosumhüllung der Larve eines unscheinbaren Insekts.

Wir verlassen unsere Wildrose mit ihren sonderbaren Schmarotzern und wandern den Wiesenrand entlang in der Richtung auf den Wald, in dem wir den Rest unseres Ausfluges zubringen wollen. Da hemmt unsere Schritte eine Erscheinung, die man öfter beobachten kann, geht man mit offenen Augen und lieb-endem Sinne durch die Natur. An Gras- und Weidenblättern, am Schaumkraute und an der Frühlingsnelke hängen weiße Schaumflocken, die uns anmuten können, als sei hier ein gehetztes Tier, dessen Maule der Schaum entfloß, durchgerast. Aber die aufrecht stehenden Halme verraten nichts von Flucht oder Kampf, und so muß der Schaumbehang andere Ursachen haben. Ihr meint, es seien nur selbst ausgeschiedene Säfte der Pflanzen, nein Kuckucksspeichel ist es. So aber nennt der vom Aberglauben befangene Volksmund dieses Erzeugnis der Schaumzikade, die mit dem schaumigen Safte ihre Larve sich schützend umhüllen läßt. Zerrührt wir, etwa mit einem Grasstengel, vorsichtig solch ein Schaumgebilde, so entdecken wir bald eine sechsfüßige grünlichgelbe Larve, die zuckend ihren Widerspruch gegen unseren Eingriff zum Ausdruck bringt, bald zusammenschrumpft und abstirbt. Durch Saugen am Kraute hatte sie, auch mittels lebhafter Hin- und Herbewegung des Hinterleibes den Saft zu Schaum geschlagen, aus einer Drüse etwas „Klebstoff" hinzugetan und damit eine Hülle geschaffen, die sie vor den Raubinsekten wie vor der austrocknenden Sonne schützte. Nach etwa drei Monaten ist solche Schaumhülle zu einem Kokon zusammengetrocknet, in dem im Hochsommer die Puppe ihre letzte Haut verliert, um dann als kurzgeflügeltes äußerst springfertiges Insekt in ein anderes Leben zu hüpfen.

Unser lieber Kuckuck aber, so oft bei unseren Vätern der Gegenstand des Aberglaubens, gibt zu der ganzen Geschichte nur seinen Namen. Er ist in diesem Zusammenhange wirklich unschuldig zu nennen. — Wir haben den Wald erreicht. Das Hämmern eines Spechtes klingt an unsere Ohren. Wir ruhen auf Stubben auf einem Kahlschlage aus. Einer unserer Begleiter hat ein Hindernis auf seinem Naturstuhle gefunden, einen Fichtenzapfen, der fest in einem Sprunggriff des Stubbens eingeklemmt ist. Er will ihn entfernen. Das fällt ihm auf, daß der Zapfen Schuppen hat lassen müssen, die verstreut umherliegen. Was bedeutet das alles? Wir haben hier eine „Spechtschmiede" vor uns, an der die meisten achtlos vorübergehen, oder die ihnen als Rätsel erscheint. Der Freund der Natur und Kenner ihrer Geheimnisse findet solche „Schmieden" im Walde häufig und weiß, was damit ist.

Unsere großen Spechte, der schwarze und namentlich der große bunte, benutzen mit Vorliebe Astquirle, meist an Kiefern, aber auch natürliche Rindenspalte, und wenn's an diesen und jenen gerade fehlt, von ihm eigens zu diesem Zwecke ausgemeißelte Löcher, oder auch, wie in unserem Falle, Stubbenspaltrisse, um die Gehäuse seiner Leckerbissen, die Zapfen der Fichten- und Kiefernsamen, festzuklemmen, wodurch ihm die Auslösung der Samen ermöglicht, zumindest aber sehr erleichtert wird. Das ist das Rätsel der Spechtschmieden im Walde, unserem schönen, deutschen, mit reizvollen Naturgeheimnissen ausgestatteten Walde, dem wir bald wieder, so es euch gefällt, gemeinsam einen Besuch abstatten wollen.

—⊡—

Der Hochofenabstich

Ueber die Arbeiterkolonie war die Nacht niedergesunken. Die Arbeiter hatten noch mit Frau und Kindern in ihrem Garten herumgebuddelt, um an der frischen Luft den Abend zu verbringen. Jetzt ruhen sie schon längst, um neue Kraft für den kommenden Tag zu sammeln.

Auch über dem Hüttenwerk ist tiefe Nacht, doch bringt sie nicht Schlaf noch Ruhe. Das Hämmern und Brausen und Tönen klingt zusammen zu einem einzigen qualvollen Stöhnen der gefesselten Naturgewalt, die vergeblich gegen den schmählichen Frondienst ankämpft. Laut kreischen die Bandsägen beim Zerschneiden der unendlich langen Eisenbänder, die aus den Walzen wie feurige Schlangen herausschnellen. Polternd versieht der Riesenkran seine Arbeit, lärmend und klirrend fallen die verschiedenartigsten Eisenabfälle vom Magnetstahlkran in die Kippkästen.

Tausend Lichter erhellen das Werk in den Betrieben, vor den Hochöfen und auf den Lagerplätzen. Doch sie erblassen, wenn die Glocke des Hochofens sich hebt und eine glühende Lohe zum Himmel steigt und weithin das Land erhellt, wie ein flammender Protest, wie eine Drohung der weißen Gluten, wie leuchtende Fanale zum Triumphe des Menschen, des Herrn.

Eben noch haben die Arbeiter sich antreiben lassen vom Meister. Die harte, niedrige Arbeit hat sie müd' und schwerfällig gemacht, doch schnell öffnen sie die Klappen der Retorten, stacheln den brennenden Koks auf zu frischer Glut, daß die Flammen heißer lohend ihre Arbeit zum Ziel führen.

Jetzt ist Frühstückspause. Papiere rauschen sich auf, Zigaretten und Pfeifen erglimmen, Gespräche springen auf. Minutenlang das malerische Bild eines Zigeunerlagers. Nackende, dampfende Leiber, hoch an den Mund gehaltene Kaffeekannen.

Dann geht's weiter. Die Muskeln spannen sich. Hastig geht's weiter, weiter!

Es ist Zeit zur ersten Probenahme. Ein kleiner Tiegel wird im Ofen hin und her gerührt, ehe der Ingenieur und der Meister das herausgezogene Metall prüfen. An Farbe, Form und Fluß, ja aus jedem einzelnen Funken erkennen sie die Eigenschaften des Metalls, wie hart, wie weich, wie heiß, wie kalt, ob zäh, ob spröde. Die Probe wird unter dem Dampfhammer geschmiedet.

Das Metall scheint zu geraten, aber noch ist die Hitze zu gering, zeigt sie auch Hunderte von Graden. Die Luftkompressoren arbeiten fieberhaft, die angewärmte Luft in den Ofen zu jagen. Durch das Kobaltglas betrachtet der Ingenieur das Gären und Fließen der Massen. Langsam steigen Blasen auf und blub — blub — zerspringen sie. In wenigen Minuten ist die Charge gar, dann hängt das Gelingen von dem raschen Ausbringen ab. Wenige Minuten zu lange können alles verderben.

Der Moment des Abstiches ist gekommen. Alles ist auf dem Posten. Mit gleichmäßigen Stößen prallt die scharfe Spitze des eisernen Stabes gegen die Wandung, um das Abstichloch frei zu machen. Endlich ringelt sich ein weißes Schlänglein unter dem Blecheisen hervor, um plötzlich zu einem glühenden Strahl anzuschwellen, der sich vom Ofen nach den Coquillen hinzieht, aus denen es heiß strahlt, aus denen ein Funkenregen hervorspritzt, zischend, eigentümlich pfeifend. So schlängelt es sich von Coquille zu Coquille. Die Arbeiter springen zwischen diesen einzelnen herum, regeln mit langen Haken den Lauf des glühenden Metalls.

Durch einen Seitenkanal fließt die leichte Schlacke, die an der Oberfläche schwimmt, in eine mit Wasser und Sand gefüllte Grube. Zischend und knallend vermengt sich die Schlacke mit dem Sand zu einem großen Klumpen, um mit der Zeit zu erkalten. Wie ein leuchtendes Schachbrett deuten die Coquillen an, daß es Zeit ist, das Spundloch zu schließen. Die letzte Coquille ist gefüllt, hurtig wird das Spundloch mit feuerfestem Sand und Chamott verstopft.

Der Meister geht durch die Coquillenreihe, betrachtet die Funken und wirft danach seine Zusätze in das Eisen, um die beste Qualität zu erzielen.

Die ungeheure Spannung der letzten Minuten und Sekunden läßt plötzlich nach. Die Muskeln entspannen sich.

Noch immer glühen rings um die Arbeiter die roten Augen. Langsam wird ihre leuchtende Glut dunkler und dunkler. Andere Leute kommen mit Schaufeln und Sand, die Coquillen zu bedecken, damit das Metall gleichmäßig erkalte.

Zufrieden sehen die Arbeiter auf das gelungene Werk. Zufrieden sind sie und denken schon wieder an den nächsten Abstich. Diese Zufriedenheit läßt sie nicht nachdenken über ihr Schicksal, das sie Tag für Tag am den Ofen fesselt, läßt sie im Gegenteil eigen lächeln über die Schreiberseelen, die ihre Löhne errechnen, über diese armen Menschen, die ihr ganzes Leben im Büro versitzen müssen. Und was denken die Büroangestellten?

P. Dr

—⊡—

Das tanzfeindliche Japan

Japan, das sich von allen östlichen Ländern am schnellsten dem vorwärtseilenden Schritt der Zivilisation angeschlossen hat, führt gegenwärtig mit allen möglichen Mitteln einen heftigen Kampf gegen den abendländischen Geist, der sich auf immer zahlreicheren Gebieten fühlbar macht. Es haben sich bereits mehrere Geheimbünde gebildet, die sich als „Patrioten" bezeichnen und eine Rückkehr zu den alten japanischen Sitten fordern.

Sie wenden sich vor allem gegen die modernen Tänze und finden, daß die Japaner, im Gegensatz zu früheren Zeiten, die Japanerinnen viel zu häufig berühren. Denn einst tanzten in Japan Männlein und Weiblein streng voneinander getrennt. Ebenso war es früher verpönt, beide Geschlechter gemeinsam Eisenbahnabteile benutzen zu lassen. Es ist den „Patrioten" gelungen, die Polizeistunde für Tanzveranstaltungen auf zehn Uhr abends festsetzen zu lassen. Die Regierung begründet diese Maßnahme damit, daß die aus dem Abendlande gekommenen Tänze auf die Sitten des Volkes einen verderblichen Einfluß ausüben.

Das Hotel „Imperial" in Tokio glaubte, den unverweiblichen Ausfall an Einnahmen dadurch wettzumachen, daß der Tanzbetrieb auf eine frühere Stunde verlegt wurde. Aber auch hier schritt die Regierung ein, weil sie der Ar-